

MATTHES
& SEITZ
& BERLIN
PAPER.
BACK

Anne Weber

BANNMEILEN

Ein Roman in Streifzügen

Matthes & Seitz Berlin

Rückblickendes Vorspiel

Thierry ist der einzige Franzose, den ich je im sogenannten *Passé simple* habe sprechen hören, einer Vergangenheitsform, die im Französischen schon lange nur noch in der Schriftsprache überlebt. Im Deutschen gibt es dafür keine Entsprechung, doch die Wirkung ist ungefähr, als würde jemand sagen: In diesem Haus ward meine Mutter geboren. Es war befremdlich, ihn so reden zu hören. Und es war komisch, denn er verwendete diese altertümlichen Verbformen ohne jedes ironische Lächeln, als sei dies die übliche Art, sich auszudrücken.

Nicht, dass er ständig derart gestelzt gesprochen hätte. Es ist eine ferne Erinnerung, die jetzt, da ich über ihn nachdenke und von ihm erzählen will, in mir aufsteigt und eine neue Bedeutung erlangt. Ich habe ihn nur ein paar Wochen und nicht einmal in Frankreich, sondern in Guatemala so sprechen gehört. Thierry träumte damals davon, einen Film über die 1944 bei einer Demonstration erschossene guatemalte-kische Lehrerin María Chinchilla zu drehen, und er war zu Recherchezwecken längere Zeit dort unterwegs. Zusammen mit Nadia, einer gemeinsamen Freundin, über die ich ihn kennengelernt hatte, war ich für drei Wochen zu ihm gestoßen und dort, vor den Maya-Tempeln von Calakmul, Nakum, Aguateca, Ixkun und Tikal, deren Geschichte er uns erklärte, hatte er unvermittelt angefangen, im *Passé simple*

zu sprechen. Wie ein Buch. Nicht im Sinne von: am laufenden Band, sondern so korrekt, wie nur Bücher klingen können. Warum fällt mir das heute wieder ein? Vielleicht, weil mir nun erst bewusst wird, was ich zwar damals schon hätte wissen können, worüber ich mir aber nicht viele Gedanken gemacht hatte, nämlich womit dieses Wie-ein-Buch-Reden womöglich zu tun hatte: Thierrys Vater konnte weder lesen noch schreiben. Er war Algerier und 1958, als Siebzehnjähriger, mitten im Unabhängigkeitskrieg von einem Onkel mit nach Frankreich genommen worden, wo er bei Renault arbeiten sollte. Die ersten Jahre wohnte er in den *bidonvilles* oder Slums der Pariser Vorstadt Nanterre.

Anders als bei Nadia und mir, die wir aus kleinbürgerlichen, aber eben doch aus bürgerlichen Verhältnissen stammen, hatte es bei Thierry zu Hause keine Bücher gegeben, und heute glaube ich, dass das der Grund war, warum er wie ein Buch sprach. Er war sich der Gebildeten- oder auch nur der korrekten Sprache nicht sicher, weshalb er einmal gelesene Erläuterungen – zur Geschichte Guatemalas in diesem Fall – nicht frei nacherzählte, sondern wie auswendig gelernt auf sagte. Nadia und ich amüsierten uns heimlich über seine Sprechweise, ohne uns über ihn lustig machen zu wollen, dafür mochten wir ihn viel zu gern, außerdem spürten wir wohl, woher diese gesprochene Schriftsprache kam. Auf undeutliche Weise hatte sie mit seiner Herkunft zu tun, mit seinem algerischen Vater und mit seinem damaligen Wohnort – Drancy, eine der vierzig nordöstlichen Vorstädte von Paris, die das Département Seine-Saint-Denis, wegen seiner mit 93 beginnenden Postleitzahl auch *le neuf-trois*, »das Neun-Drei«, genannt, bilden. Er lebte »im Neun-

Drei«, war in einer der Gemeinden des Neun-Drei, in Le Bourget, zur Schule gegangen und in einer anderen, in La Courneuve, geboren. Und heute lebt er immer noch im Neun-Drei, und zwar in Pantin. Er ist viel gereist und zugleich aus dem Neun-Drei nie herausgekommen.

So wenig wie wir uns Gedanken darüber machten, woher diese gesprochene Schriftsprache kam, so wenig fragten wir uns, ob es mit unserer Herkunft zu tun hatte, dass wir, Nadia und ich und auch fast all unsere Freunde, innerhalb von Paris wohnten. Nicht im Zentrum, aber doch in der Stadt. In winzigen Wohnungen oder Zimmern zwar, aber eben in der Stadt. Thierry hingegen wohnte mit seiner damaligen Freundin in der Banlieue, und zwar in einem Häuschen mit kleinem Garten. Wir besuchten einander, luden uns gegenseitig zum Essen ein; Nadia und mir schien es jedes Mal eine Expedition, bis zu ihm nach Drancy zu gelangen, denn das hieß, erst einmal mit mindestens einer Metrolinie, dann mit der Vorstadtbahn, dann mit dem Bus zu fahren. Thierry war diese langen Fahrten gewohnt, zudem besaß er, wie viele Banlieue-Bewohner, ein Auto. Auch das war für uns etwas Erstaunliches, wir hätten uns kein Auto leisten können und brauchten auch keines, mit der Metro war man schnell überall – überall jedenfalls, wo es uns hinzog. Fast wären wir bereit gewesen, die Vorstadtbewohner für privilegiert zu halten: Na, wenn sie ein Auto haben ...

Nadias Eltern kamen beide aus der Provinz, wie die Franzosen alles nennen, was weder Paris noch Banlieue ist. Sie ist in Poitiers geboren und früh, zum Studium, nach Paris gegangen. Nie hätte es sie in die Vorstädte verschlagen, lieber hätte sie in zehn Quadratmetern mit Blick auf einen düste-

ren Pariser Hinterhof gewohnt als in einer Vorstadt so weit »ab vom Schuss«. Mir ging es ähnlich. Für Thierry aber stellte sich die Frage offenbar nicht. Er war dort geboren und geblieben.

Wo die Stadt aufhört und die Vorstadt anfängt, ist in Paris klar definiert, da gibt es keine fließenden Übergänge. Die Stadt ist recht klein für eine europäische Hauptstadt: Nur was innerhalb des *Périphérique*, des Autobahnringes, liegt, gehört dazu, jenseits davon beginnt die Banlieue. Wer die Stadt meint, spricht daher auch gerne von *Paris intra muros*, von dem Paris innerhalb der Stadtmauern. Von ihnen ist zwar nicht mehr viel übrig, doch gibt es weiterhin andere, unsichtbare Mauern, die den städtischen Raum in »drinnen« und »draußen«, in Die-drinnen und Die-draußen einteilen – und vor allem gibt es eben den *Périphérique*.

Der Film über die guatemaltekische Lehrerin ist nie zustande gekommen, doch Thierry ist tatsächlich Filmemacher geworden. Im Moment bereitet er einen Film über die Olympischen Spiele vor, nicht über die Wettbewerbe selbst, sondern über die Veränderungen, die sich dadurch in den Vorstädten, *seinen* Vorstädten, anbahnen, und das nicht bloß in unmittelbarer Umgebung der Wettbewerbsorte. Es ist eine Auftragsarbeit, die ihm nur halb zuzusagen scheint. Vor einiger Zeit hat er angefangen, zu recherchieren und sich auf die Suche nach möglichen Drehorten zu machen. Als er mir vorschlug, ihn doch einmal auf einen dieser Streifzüge zu begleiten, war ich sofort dabei; gleichzeitig begann ich mir ein paar Fragen zu stellen, die mir durchaus schon früher durch den Kopf gegangen, aber nie Anlass für eine Ver-

unsicherung oder wenigstens zu eingehenderem Nachdenken gewesen waren: Wie war es eigentlich dazu gekommen, dass ich mich, wenn ich vor die Tür ging, so gut wie immer in Richtung Stadtmitte oder von einem Stadtviertel zum anderen und so gut wie nie über die unsichtbaren Stadtmauern hinaus bewegte? Wie kam es, dass ich, die ich früher eine Zeit lang in der Nähe des südlichen Périphérique gelebt hatte und nun schon seit zwölf Jahren bloß eine Viertelstunde Fußweg von der Porte de Pantin, also des nördlichen Périphérique, und damit nah an der Vorstadt Pantin, also in nächster Nähe des Neun-Drei-Départements, lebte, nur ausnahmsweise diese Richtung einschlug und mich vorzugsweise in die entgegengesetzte Richtung aufmachte? Wie kam es, dass diese nahen und doch fremden Gegenden offenbar gar keine Anziehungskraft auf mich ausübten?

Natürlich gibt es einfache Antworten: Hier, im Zentrum, sind die Kinos, Läden, Museen, zu denen es mich wie viele andere zieht, hier sind die schönen alten Häuser und die Ufer der Seine, hier sind die meisten Freunde, hier ist das Zu-Fuß-unterwegs-Sein angenehm. Und natürlich gibt es einfache Gegenfragen: Was soll ich denn da draußen? Weiß ich nicht von meinen seltenen Besuchen oder vom Durchqueren des Gebiets mit der RER B, die zum Flughafen fährt, wie es aussieht in diesen Banlieues? Ist vielleicht irgendetwas Anziehendes an diesem Geflecht aus Schienen, Schnellstraßen und Autobahnen, zwischen denen Lagerhallen, gewaltige Supermärkte (sogenannte »Hypermärkte«), Wohnblöcke und eine Vielzahl *pavillons de banlieue*, also Vorstadthäuschen, klemmen? Die nordöstlichen Vorstädte des Départements Seine-Saint-Denis gehören zu den ärmsten

Gegenden des Landes, dort kommt man nicht zum Flanieren oder Besichtigen hin. Und falls es mich doch dorthin gezogen hätte, hätte ich mich fehl am Platz und als Eindringling, wenn nicht gar als Voyeurin gefühlt: Wollen wir doch mal schauen, wie die Leute in diesen berüchtigten Gegenden leben, von denen im Jahr 2005 die Aufstände, die dann auf Vorstädte in ganz Frankreich übergriffen, ausgegangen sind. So etwa? Nein, nein, eine solche Neugier hätte ich abstoßend gefunden. Doch wahrscheinlicher, ja schlimmer noch scheint mir heute, dass ich gar keine Neugier empfand. Jeder lebte für sich, die einen drinnen und die anderen draußen, und es schien mir selbstverständlich, dass die Vorstädter zur Arbeit oder in ihren freien Stunden in die Stadt hineinfuhren, die Städter aber nicht aus ihr hinaus oder wenn, dann Augen zu und durch den Vorstadtgürtel hindurch, um so schnell wie möglich in die Normandie oder in den Süden oder wo auch immer es schön ist, nur bloß in keine Vorstadt zu gelangen.

Als Thierry mir also den Vorschlag machte, ihn einmal zu begleiten, vielleicht aber auch erst, als wir den ersten Streifzug hinter uns hatten, der uns dreiundzwanzig Kilometer kreuz und quer durch mehrere Neun-Drei-Vororte führte, dämmerte es mir allmählich, dass ich jahrzehntelang in unmittelbarer Nähe einer fremden Welt gelebt hatte, ohne ihr das geringste Interesse entgegenzubringen. Ich hatte ferne Kontinente bereist, hatte Städte erforscht und Inseln erwandert, aber für das Fremde und Andere in nächster Nähe war ich blind geblieben.

I

Wir sind verabredet im Untergeschoss des Gare du Nord, vor der Sperre zu den Vorstadtbahnen der Linie B in Richtung Flughafen. Es ist nicht unsere erste Tour, aber wir stehen, ohne es zu wissen, noch am Anfang unserer Streifzüge. Ich bin wie meist etwas zu früh, er, wie sich herausstellen wird, oft zu spät – süd- und nordländische Klischees, von denen wir uns offenbar beide nicht befreien können oder wollen. Mich stört das nicht, ich stehe neben den Fahrscheinautomaten und schaue den mindestens zur Hälfte dunkelhäutigen Passanten nach, die die Sperren in beide Richtungen passieren, ein Strom, der gleichzeitig flussaufwärts und flussabwärts fließt. Warum, frage ich mich, gelingt es allen immer so gut auszuweichen und warum kommt es so selten zu Karambolagen? Rechts oder links: Es gibt bloß zwei Möglichkeiten, aneinander vorbeizukommen, nur ich, so scheint es mir, weiche meistens genau in jene Richtung aus, in die sich auch mein Gegenüber wendet, und so kommt es zu einer Stockung, manchmal sogar zu einer Berührung. Das Gegenüber lächelt nie, es wirkt verärgert, als sei es meine Schuld, und auch mir ist klar, dass ich es bin, die etwas falsch gemacht hat: Vor lauter vorausseilender Rücksichtnahme schieße ich über das Ziel hinaus, und statt aus dem Weg zu gehen, stelle ich mich quer.

Im Kopf sehe ich die schnell sich kreuzenden Passanten

II

aus einer hier im Untergeschoss von keinem Vogel eingenommenen Perspektive. Ich sehe, wie flüssig sie aneinander vorbeigleiten, ohne sich dabei anzuschauen; ihre lang erprobte Städter-Wahrnehmung erfasst die kaum merklichen Körperbewegungen der Entgegenkommenden und nimmt sie vorweg, ihr steter Fluss hat etwas Hypnotisches, und irgendwann, den Strom mühelos querend, kommt Thierry auf mich zugeschlendert und lächelt schief. Er will mir heute zeigen, wo er geboren wurde und die ersten Jahre seines Lebens verbracht hat.

An der Station La Courneuve – Aubervilliers angekommen, sind wir lediglich drei Kilometer von Paris entfernt, und doch muss es jedem, der hier aussteigt, klar sein, dass dies nicht mehr Paris ist. Keine siebenstöckigen Häuser aus dem 19. Jahrhundert der Haussmann-Epoche, kaum ältere Gebäude und noch weniger reich dekorierte Fassaden. Stattdessen Gleise, unansehnliche Neubauten, weiter weg Hochhäuser, sehr nah eine Unterführung: Der Vorstadtbahnhof liegt direkt neben einer Autobahn, der A86, die eine Art zweiten Périphérique bildet, nur in größerer Entfernung zur Stadt. In einem Winkel der Bahnhofsfassade hat sich ein Obdachloser ein Haus aus allen möglichen Materialien gebaut, vorzüglich aus Plastikplanen, auch ein Teddybär ist zu sehen und Geschirr, aber nicht der Bewohner. Wir nehmen die Rue Honoré de Balzac, die sich ehrenwerter anhört, als sie aussieht.

Auf dem Weg zu Thierrys Kindheitsort kommen wir an einem kleinen Platz vorbei, in dessen Mitte eine flache, unauffällige Kapelle aus den Sechzigerjahren steht, aus der Zeit also, in der auch Thierrys Wohnsiedlung entstand. Spä-

ter werde ich merken, dass all den Betonhochhäusern, die in jenen Jahren aus dem Vorstadtboden schossen, eine kleine Kirche hinzugesellt ist. Diese Kirchen muten winzig an im Vergleich zu den Monumentalbauten, die dem irdischen Leben zugeordnet sind, und zeugen davon, dass die katholische Kirche damals zwar noch mitgedacht wurde, aus dem täglichen Leben der Vorstadtbewohner aber eigentlich längst verschwunden war.

An einem Haus des kleinen Platzes hängen vor dem Gitter eines Erdgeschossfensters zwei in durchsichtige Plastikfolie verpackte, völlig vertrocknete Blumensträuße, darüber ein rotes Schild: »Espace Sid Ahmed. Jeune Courneuvien assassiné 1994–2005«. Ein elfjähriger Junge ist hier getötet worden.

Thierry, der in den 2000er-Jahren längst nicht mehr in der Gegend wohnte, weiß über den Tod des Jungen auch nicht mehr als ich, und erst später bringe ich in Erfahrung, dass Sid Ahmed Hammache vor dem Wohnblock Balzac der Siedlung Cité des 4000, wo er wohnte, von einer verirrten Kugel getötet wurde, als er gerade dabei war, das Auto seines Vaters zu waschen. Er geriet in einen Schusswechsel, in dem es den später Angeklagten zufolge um die Schwester eines der jungen Männer, wahrscheinlich aber auch, oder sogar hauptsächlich, um Drogen ging. Nicht der Vorfall selbst ist den Franzosen und auch mir in Erinnerung geblieben, sondern die Reaktion des damaligen Innenministers und späteren Präsidenten Nicolas Sarkozy, der sich zu der Wohnsiedlung hatte fahren lassen und dort verkündete, die Gangster würden verschwinden und er würde nun diese Siedlung »mit dem Kärcher reinigen«. Worauf mir ein-

fällt, dass derselbe Sarkozy dieser Tage zu drei Jahren Haft, darunter eines ohne Bewährung, verurteilt wurde, aber das führt zu weit, nämlich in einen vornehmen Vorort im Westen der Stadt, Neuilly; wir sind und bleiben in La Courneuve, Thierry und ich.

Der Kärcher-Satz von Sarkozy, der noch in aller Gedächtnis ist und häufig zitiert wird, klang so – und sollte vermutlich so klingen –, als sei dies keine Wohngegend, sondern ein Schweinestall, der endlich mal ordentlich ausgemistet und gesäubert gehöre. (Dabei war der Junge, als er getötet wurde, gerade dabei, ein Auto zu waschen.)

Wir nähern uns den Überresten der Cité des 4000, die so heißt, weil hier einmal in vier Gebäuden viertausend Menschen untergebracht werden konnten, ach was, nicht viertausend Menschen, viertausend Wohnungen hatten darin Platz – wie viele Menschen mögen das gewesen sein? Zwanzigtausend? Fünfundzwanzigtausend? In jedem der Gebäude waren tausend Wohnungen. Tausend Wohnungen! Man muss einen solchen Block aus der Nähe gesehen haben, um sich die Dimensionen eines derartigen Ungetüms vorstellen zu können. Neben dem einzigen dieser Monstren, das noch steht, Barre du Mail de Fontenay genannt, ist lediglich ein 26-stöckiger bewohnter Betonturm aus jener Zeit übrig, und mir wird klar, dass die zwei trockenen Blumensträuße nicht am Tatort, sondern vor jenem kleinen Haus am kleinen Platz hängen, weil das Hochhaus, in dem der getötete Junge zu Hause war und vor dem er gestorben ist, längst abgerissen wurde. Auch der Block Debussy (für den Nachmittag eines kingkongartigen Stahlbetonfauns geeignet), in dem

Thierry seine frühe Kindheit verbracht hat, wurde schon 1987, gute zwanzig Jahre nach seiner Entstehung, wieder abgerissen. Was war das für eine gar nicht ferne Zeit, in der man gigantische Wohnfabriken aus dem Boden stampfte, um sie dann gleich wieder zu zerstören und damit niedrigeren Mietshäusern Platz zu machen, die auch schon wieder heruntergekommen wirken?

2005, als der Junge getötet wurde und Sarkozy seinen Kärcher-Satz losließ, hätte ich zwar ungefähr sagen können, wo die Vorstadt La Courneuve liegt, doch wäre mir die Entfernung nicht viel größer erschienen, hätte der Vorfall in Tours oder in Marseille stattgefunden. Dabei ist dieser Ort nur ein paar Vorstadtbahnstationen weg, vom Gare du Nord aus ist man in zwanzig Minuten hier, von meiner Wohnung könnte ich in einer Stunde zu Fuß hergelangen.

Dem Betonturm den Rücken kehrend, gehen wir an dem letzten noch übrig gebliebenen Riesenquader entlang, und Thierry erklärt mir Ahnungsloser, was es mit den abgewrackten Bürosesseln auf sich hat, die an den Hausecken stehen, und vor allem mit den jungen Männern oder Jungs, die auf oder neben diesen Sesseln herumlümmeln. Dass es nämlich sogenannte *chouffeurs*, also Späher, sind, die Alarm schlagen, sobald die Polizei auftaucht, um Drogendealer einzuschüchtern oder zu fassen. Er ist noch dabei, mir diese einfachen Sachverhalte zu erklären, über die hier jedes Kind Bescheid weiß, wenn es nicht gar darin verwickelt ist, als sich hinter uns eine tiefe Männerstimme zu einem lang gezogenen Ruf erhebt und bald darauf, etwas weiter weg, eine zweite und eine dritte an wieder anderer Stelle, Stimmen, die keineswegs panisch klingen, eher nach einem Klagegesang. Es ist

ein Chor, ein Kanon, ein Echoraum, der da entsteht. Der Vergleich scheint mir absurd, aber ich muss an Alphörner denken, die einander über ein Tal hinweg antworten. Das also sind die Alarmsignale der *chouffeurs*?

Ich bleibe stehen und schaue mich um und sehe wirklich einen Polizeiwagen mit vier Polizisten darin langsam heranrollen. Thierry gibt mir ein Zeichen, und wir gehen in unserem bisherigen Tempo weiter, bis wir die Siedlung hinter uns gelassen haben. Kaum, dass wir abseits sind, erklärt er mir, es sei ratsam, an Orten, an denen der Drogenhandel floriere, nicht stehen zu bleiben, sondern gelassen weiterzugehen, als habe man ein hinter der Siedlung gelegenes Ziel, und tatsächlich hatte ich gar nicht vorgehabt, stehen zu bleiben, sondern mich ganz dem Verhalten meines Freundes anpassen wollen, doch als ich hörte, wie sich aus allen Ecken die vielstimmigen, klangvollen Klagerufe erhoben, konnte ich nicht anders, als innezuhalten und mich umzuschauen. Mir fällt ein, dass Thierry gelegentlich Reiseführer war in jungen Jahren. Und das Sprichwort, das er gerne zitiert: *Il ne faut jamais voyager dans un pays sans ses habitants* – bereise nie ein Land ohne seine Bewohner. Ich bin ihm dankbar, dass ich diese Reise mit ihm machen kann, alleine hätte ich sie sicher nicht unternommen.

Thierry merkt, wie betört ich immer noch bin von diesem unerhörten Gesang und beglückwünscht mich dazu, gleich bei einem unserer ersten Streifzüge in den Genuss eines solchen Konzerts gekommen zu sein, doch gleich darauf fängt er an, sich über mich feinsinnige Touristin lustig zu machen, die das, was für andere Kriminalität oder elementare Vorsichtsmaßnahme zum Schutz vor Festnahmen ist, offenbar

für eine ästhetische Darbietung, eine Konzertvorstellung, ein überraschendes Schauspiel hält. Ich muss lachen, zumal er sich nicht auf boshafte Weise mokiert, und zugleich frage ich mich, ob es wohl nicht nur lächerlich, sondern auch schockierend sei, in etwas Schönheit zu sehen – oder in diesem Fall zu hören –, was für andere, für die meisten Bewohner der Siedlung zum Beispiel, die es sich nicht leisten können, woanders hinzuziehen, eine tägliche Belästigung und Bedrohung darstellt. Ich komme zu keinem eindeutigen Ergebnis, zumal wir weitergehen und sich bald andere Besonderheiten oder Schönheiten vor mir auftun, von denen viele in den Augen der meisten Menschen wohl hässlich, abstoßend, wenn nicht gar furchterregend sein mögen – aber es hilft ja nichts, sich selbst einzureden: Das ist schlimm, das ist hässlich, wenn es sich nun mal (auch) als Schönheit offenbart. Zudem merke ich jetzt bereits, dass ich in Thierry einen Führer habe – im Deutschen ein kaum verwendbares Wort, Führer, aber welches andere wählen für einen Menschen, der dir eine Welt zugänglich macht, die du ohne sie oder ihn nicht betreten hättest? –, dass ich in Thierry also jemanden habe, der für die Schönheiten des gemeinhin als hässlich Geltenden weitaus empfänglicher ist als ich und dem das Erschrockensein, die Wut oder die Scham über das Gesehene dessen Schönheit, wenn eine solche denn spürbar ist, nicht verhüllen kann.

Thierry war sechs Jahre alt, als seine Eltern 1969 aus der Siedlung wegzogen, er hat nicht viele Erinnerungen an die Cité des 4000. Drogen habe es keine gegeben, überhaupt sei es nicht gefährlich gewesen, die Männer hätten keine Kapuzenpullis, sondern Anzüge und Schlips getragen, und die

Frauen Kleider, im Übrigen hätten keineswegs nur Ausländer in diesen Hochhäusern gelebt, und wenn, dann hauptsächlich europäische, Portugiesen zum Beispiel. Alles sei gerade erst fertiggestellt gewesen und habe neu gerochen, manches habe *noch nicht* richtig funktioniert, bis es dann bald *nicht mehr* funktionierte, aber da habe er nicht mehr hier gewohnt, seine Eltern seien mit ihm und seinen Geschwistern in ein Häuschen in Le Bourget gezogen. In der Cité habe es keine Spielplätze gegeben, die Kinder hätten zwischen den Wohnblöcken und den Parkplätzen gespielt, einmal sei ein Freund von ihm von einem Auto angefahren worden.

Aber war diese neue Siedlung für deinen Vater nicht besser als die Slums in Nanterre? Wo es noch nicht mal fließendes Wasser gab, sondern nur Baracken mit schlecht zusammengeflackten Wellblechdächern?

Mein Vater hätte lieber in seinem Dorf in Algerien bleiben sollen, da lief er barfuß, er hatte keine Schuhe, aber er brauchte auch keine, er war glücklich, also gut, was heißt glücklich, keine Ahnung, aber es ging ihm gut. Dann hat man ihm eingeredet, er müsse hier in Frankreich arbeiten und Geld verdienen, und da es viele so machten, hat er es auch gemacht, er war sehr jung, und schon die Reise war ein Abenteuer, zudem das fremde, reiche Land. Algerien gehörte noch zu Frankreich, er brauchte kein Visum, es war leicht, viel leichter als heute, hierher zu gelangen. Trotzdem, er hätte besser zu Hause bleiben sollen.

Bist du sicher? Dann gäbe es dich nicht.

Ja, dann würden wir jetzt nicht rumlaufen und nach den viertausend oder zwanzigtausend Gespenstern suchen, die hier mal gehaust haben.

Am Abend schickt mir Thierry einen Link zu einem Film, in dem die Cité des 4000 kurz nach ihrer Entstehung zu sehen ist. Der Film ist offensichtlich im Winter gedreht worden, das Licht ist grau, die Betonblöcke stehen nah beieinander und sind ebenfalls grau und glatt und so groß, dass sie gar nicht ins Bild passen, die Durchgänge sind dunkel, irgendwo gibt es eine Einkaufspassage, die Männer tragen tatsächlich Anzüge, man spaziert durch diese Passage, andere Freizeitbeschäftigungen gibt es nicht.

Wir sind jetzt an einer breiten, befahrenen Straße angelangt, der Nationale 186, und bald darauf an einem Kreisel, vor dem sich die Ruine eines Hochhauses erhebt, dessen Fassaden mit Schriftzeichen bedeckt sind wie die Seiten eines Buchs, ein aufrecht stehendes, würdiges Gerippe, durch dessen hohle Augen der Wind pfeift – ein Wahrzeichen, aber für was? Für Vernachlässigung, Verwahrlosung? Zwanzig breite, fensterlose Stockwerke, Aufzugtüren, hinter denen keine Kabine, sondern nur der gähnende Schacht wartet, Besetzer, die regelmäßig ausquartiert werden. Thierry zufolge steht das Gebäude schon seit zwanzig Jahren leer, im Keller sammelt sich das Wasser, Ratten breiten sich aus, die Nachbarn beschweren sich. Tatsächlich steht gleich neben dem Wrack ein Wohnblock, der sicher ein paar Hundert Wohnungen umfasst. Abends lese ich einen Zeitungsartikel aus dem Jahr 2017, der ankündigt, anlässlich der bevorstehenden Olympischen Spiele werde die Ruine nun endlich abgerissen. 2023 steht sie immer noch und wird uns Wandernern noch häufig zur Orientierung dienen.

Ein Stück weiter stoßen wir bereits auf die nächste Auto-

bahn, die A1 ist es diesmal, die nach Norden, nach Lille führt: La Courneuve ist eingeklemmt zwischen zwei Autobahnen. Auch hier stehen riesige Wohnanlagen, und zwischen Autobahn und Wohnhäusern liegt – wie soll man es nennen – eine Grünfläche? Garten oder Park wäre zu viel gesagt, aber es wächst Gras hier und es wachsen auch ein paar Bäume, die grasbewachsene Fläche steigt an zur Autobahn, die von unten nicht sichtbar, sondern nur zu hören ist. Ein paar junge Typen streifen mit Furcht einflößenden Hunden durch diese Grünzone, ich kann einen Pitbull und einen Schäferhund erkennen, doch Thierry scheint vor Hunden keine Angst zu haben, und das lindert auch meine Ängste. Wir steigen den Abhang hinauf, von wo aus die Autobahn auf der einen, die Wohnblöcke auf der anderen Seite zu sehen sind; in einiger Entfernung der hohle braune Turm mit den vielen leeren Fensteraugen. Auf der Steintreppe, die den Abhang wieder hinunterführt, zeigt Thierry auf eine benutzte Spritze, verstreut daneben liegt weiterer Abfall, und vor der Wohnanlage häuft sich der Sperrmüll. Mir fallen diese Müllberge hier nicht zum ersten Mal auf, und auf meine Frage danach antwortet Thierry, es sei wohl gerade Sperrmülltag, doch insgeheim weiß er vermutlich, was mir erst allmählich klar werden wird: dass nämlich in den großen Wohnanlagen jeder Tag Sperrmülltag ist. Die Leute werfen vor die Tür, was sie nicht mehr brauchen können, neben »Sperrmüll abladen verboten«-Schildern türmt sich haufenweise Sperrmüll, Sperrmüll ist überall. Anfangs frage ich Thierry noch: Aber warum liegt hier dieser ganze Kram, warum verwandeln sie ihre eigene Wohngegend in eine Müllhalde, doch schon bald fällt mir nichts mehr dazu ein.

Warum erwarte ich von Menschen, die in solchen Betonkisten neben der Autobahn leben müssen, dass sie sich mit der Reinlichkeit und Ordnung ihrer Umgebung befassen?

Wir gehen weiter und kommen an der Grundschule Robespierre vorbei. Innerhalb von Paris heißen die Schulen anders, doch auch an die Namen der Straßen, Schulen und sonstigen Einrichtungen in diesen nördlichen, ehemals und manchmal heute noch von Kommunisten regierten Vorstädten werde ich mich noch gewöhnen. Häufig tauchen hier die Namen sowjetischer Astronauten auf, angefangen bei Gagarin, zudem natürlich die Nicht-Astronauten Marx und Lenin (weder Trotzki noch Stalin), die Straßen heißen Rue de la Révolution, Rue de l'Internationale oder Rue de l'Égalité. Auch Danton und Saint-Just dienen vielfach als Namensgeber. Ich werde mich daran gewöhnen, aber hier, vor dieser Schule, überkommt mich ein Schauer. Vermutlich, weil es eine Grundschule ist, die diesen Namen trägt: Robespierre, eine zwiespältige Figur, auf der linken Schale der Waage liegen zum Beispiel das allgemeine Wahlrecht, die Abschaffung der Todesstrafe und der Sklaverei, auf der rechten Dantons Kopf und zigtausende andere Köpfe. Die linke Schale wiegt schwer, so schwer wie die rechte mit den vielen abgehackten Köpfen, zu denen sich am Ende Robespierres eigener gesellt hat und die ich nicht mit den kleinen Kindern einer *école élémentaire* in Verbindung bringen möchte. Aber die Schule heißt nun einmal so, sie steht nah der Autobahn und ist hinter einer hohen Mauer verborgen.

Auf dem Weg nach Le Bourget, wo Thierrys Eltern hinzo-gen, als sie sich ein Häuschen leisten konnten, kommen wir an Lagerhallen vorbei, Niederlassungen von Bauunterneh-

men. Vor einer der Einfahrten wartet ein Grüppchen Männer ungewisser Herkunft; alle haben sie Kapuzenjacken an und Rucksäcke dabei. *Des clandos*, sagt Thierry, was heißt: *des clandestins* – illegale Einwanderer, die darauf hoffen, dass sie vielleicht auf einer Baustelle gebraucht werden. Ohne ausländische Schwarzarbeiter läge in Frankreich das Baugewerbe brach, kann man in der Zeitung lesen, aber wer es in der Zeitung liest, stellt sich nicht vor, dass diese unerlaubt nach Frankreich eingereisten Arbeiter in abgelegenen Pariser Vorortecken Morgen für Morgen in aller Frühe vor der Einfahrt eines Bauunternehmens in der Kälte ausharren, ohne jede Gewissheit, Arbeit zu finden für den Tag. Manche stehen offensichtlich in der Mittagszeit immer noch da und warten, dass sie angeheuert werden, und wenn sie dort stehen, wird das wohl heißen, dass sie vielleicht noch jemand holen kommt. Dass es jedenfalls nicht ausgeschlossen ist.

Es ist jetzt halb zwei und wir haben Hunger, doch etwas Essbares zu finden, ist wie immer nicht leicht. Wer von einer Vorstadt zur anderen geht, stößt oft lange auf keinen Laden, noch weniger auf ein Lokal, wo er einkehren und vielleicht auch einmal die Toilette benutzen könnte, was gerade Frauen auf Wanderschaft sehr gelegen käme – aber natürlich begegnen wir keinen Frauen auf Wanderschaft –, und wenn, dann sind es reine Männerkneipen, an denen wir jedes Mal lieber vorbeiziehen.

Wie machen das denn die Frauen bei dir, wenn sie außer Haus sind und mal aufs Klo müssen?, frage ich Thierry (es hat sich zwischen uns eingebürgert, dass »bei ihm« hier in den Vorstädten und »bei mir« Paris ist).

Unsere Frauen sind nicht außer Haus, und wenn, dann

Anne Weber, 1964 in Offenbach geboren, lebt seit 1983 als freie Autorin und Übersetzerin in Paris. Sie übersetzt sowohl aus dem Deutschen ins Französische als auch umgekehrt. Ihre eigenen Bücher schreibt sie in deutscher wie in französischer Sprache. Ihre Werke wurden u. a. mit dem Heimato von Doderer-Literaturpreis, dem 3sat-Preis, dem Kranichsteiner Literaturpreis, dem Johann-Heinrich-Voß-Preis und dem Solothurner Literaturpreis ausgezeichnet. 2024 erhielt sie außerdem den Annette-von-Droste-Hülshoff-Preis sowie den Joseph-Breitbach-Preis. Für ihr Buch *Annette, ein Heldinnenepos* wurde Anne Weber 2020 mit dem Deutschen Buchpreis ausgezeichnet. Zuletzt bei Matthes & Seitz Berlin: *Jumping Mouse*.

Matthes & Seitz Berlin · Paperback · 094

Erste Auflage dieser Ausgabe 2026

Copyright © 2024

MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH

Großbeerenstr. 57A, 10965 Berlin, Deutschland

info@matthes-seitz-berlin.de

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die

Nutzung des Werkes für Text und Data Mining

im Sinne von § 44b UrhG.

Umschlaggestaltung: Pauline Altmann, Palingen

Satz: Hermann Zanier, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7518-4550-2

www.matthes-seitz-berlin.de